

Go-in, Love-in, Sit-in, usw.

Verschlungen sind die Wege des Happenings

Von Gisela Stelly

An einem sommerlichen Nachmittag dieses Jahres hatten sich auf dem grünen Rasen neben Hamburgs alter Universität eingefunden: ungefähr fünf Akteure, knapp dreißig Zuschauer und, ein bißchen später, etwa zwanzig Polizisten. Hermann Wissmann, einst Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, sollte gestürzt werden. Er stand, mitten auf dem Rasen auf einem Podest, als Denkmal, alt und ehern. Nachdem ihm eine Papiertüte auf den Kopf gestülpt und eine Schlinge um den Hals gelegt worden war, begann einer der Akteure, die Verankerungsschrauben zu lösen. Rohe Eier zerplatzten auf Gesicht und Uniform.

Begleitet wurden die Sturzversuche — durch gutes Zureden zweier Universitätsbeamter nicht verhindert — mit Che-Guevara-Zitaten wie „Eins, zwei, viele Vietnam“ und mit Seifenblasen, die mit lauten Assoziationen wie „Jede Seifenblase ein Kolonialist, jede zerplatzte Seifenblase ein zerplatzter Kolonialist“ gen Himmel geschickt wurden. Wissmann sollte das Opfer einer Anti-Kolonialisten-Aktion des SDS werden.

Indessen bemächtigte sich des Publikums nur schwache Belustigung, niemand fühlte sich zur Teilnahme gedrängt. Und dann kam die Polizei, um die Sachbeschädigung zu verhindern und das Hausrecht zu sichern, nahm zwei der Akteure in Gewahrsam und machte dem Treiben ein rasches Ende.

Aus Kunst entstanden

Was sich ereignet — und sich an vielen Orten auf ähnliche Weise zugetragen — hat, war ein sogenanntes *politisches Happening*.

Im täglichen Sprachgebrauch wird als „Happening“ mittlerweile jede Art von Handlung bezeichnet, die mit Attributen wie „Provokation“ und „unsinniger Spaß“ zu belegen ist.

Schon bald waren Modeschauen, auf denen Mannequins sich Kohlköpfe zuwarfen, „Happenings“. Auf der Theaterbühne gab man sich auch manche Mühe, happening-verdächtig zu erscheinen; so wurde Peter Handkes „Publikumsbeschimpfung“ unter dieses Vorzeichen eingeordnet. Kurzum: Der Inhalt des einst recht streng definierten Happenings hatte sich schnell verflüchtigt.

Was aber ist es, oder: welche Elemente sind geblieben, die es zum Schlagwort werden ließen und es für so unterschiedliche Bereiche wie politische Demonstration, Mode und Theater verwendbar gemacht haben?

Happenings waren zunächst fast ausschließlich im Bereich der Kunst anzutreffen, und hier bekamen sie auch ihre formale und ideologische Bestimmung.

Es war 1958 in New York. Allan Kaprow, amerikanischer Maler, ertrug es nicht länger, seine Bilder in der unanfechtbaren Stille blutleerer Ausstellungsräume hängen zu sehen. Er machte sich daran, eine neue Umwelt zu schaffen. Er spannte Leinwände auf, bewarf sie mit Farbe, riß Löcher hinein, installierte farbige Glühbirnen, die unregelmäßig die Szene „in Aktion“ brachten. Und mit Farbe, Licht und Löchern waren die zu betrachtenden Bilder — zumindest für Kaprow — aus ihrer Lethargie erlöst. Das ganze wurde mit dem Namen „Ereignis“ belegt, auf amerikanisch heißt das „Happening“.

Es begann eine Happening-Session. Der Ausstellungsraum als alleiniger Handlungsort war schon bald überwunden. Theater, Galerien, öffentliche Gebäude, private Zirkel und schließlich die öffentliche Umgebung schlechthin boten sich als Aktions Bühnen an. Das Happening galt zu nächst als eine neue revolutionäre Kunstform, die einen bisher nie erfahrenen Zusammenklang von Kunstgenießern und Kunstwerk vermitteln sollte.

Jean-Jacques Lebel, ein franco-amerikanischer Happening-Veranstalter und -Theoretiker, erläuterte diese These so: „Jeder, der einem Happening begegnet, spielt mit. Es gibt kein Publikum mehr, keine Schauspieler, keine Exhibitionisten, keine



„Zu schocken, Sinnloses dem sonst sinnvoll empfundenen Tun gegenüberzustellen...“

Aufn. Michael Ruetz

Zuschauer, jeder kann sein Verhalten nach Belieben wechseln. Jedem einzelnen sind seine Grenzen und seine Verwandlungen überantwortet. Niemand wird mehr zum Nichts reduziert, wie beim Theater. Es gibt keine ‚Funktion des Zuschauers‘ mehr, auch keine wilden Tiere hinter Gittern wie im Zoo. Keine Bühne, keine Dichterworte, keinen Beifall.“

Auf dem (unter anderen) von Lebel 1965 in Paris inszenierten „Festival des freien Ausdrucks“ sah eine der Aktionen des Acht-Tage-Happenings dann so aus: Eine sogenannte „Gruppe der Panik“ zertrümmerte eine riesige Gipsnachbildung von Rodins „Denker“ und verspritzte dabei Tintenströme aus Plastiktüten. Danach verdrehte ein Mädchen Arme, Beine und Köpfe von Plastikpuppen, während eine andere Aktrice sich von einem ernst dreinblickenden Künstler die Schamhaare abrasieren ließ. Der Beat-Dichter Lawrence Ferlinghetti vertonte sein neuestes Werk, während sich, aufrecht stehend, ein nacktes Paar in einem Hanfsack liebte und schwarze Schatten auf ihren Schultern spielten. Nach Abschluß des Festivals erläuterte Lebel das „Ereignis“:

„Jeder Mensch träumt davon, all die Dinge zu tun, die wir hier getan haben. Unsere Generation ist dabei, einen neuen Sinn für Revolution zu finden, einen neuen Geisteszustand, dessen Grundlage das umfassende Verständnis dafür ist, was Freiheit bedeutet.“

Das Verständnis für die eigene Befreiung blieb jedoch, seitdem Happenings zelebriert werden, den Zuschauern meist verborgen. Spontaneität erfaßte sie selten und dann führte sie oft auch nur dazu, die Szene zu verlassen. Happenings waren fast immer das, was sie ihrer ideologischen Definition nach gar nicht sein sollten: organisierte Schaubilder. Während Akteure bei Happenings im Lebel-Stil dem Unterbewußten frönten, hatten die Nicht-Aktiven Mühe, dies nicht als Unsinn, sondern als Hilfsmittel und Medium zur Aufdeckung einer sonst verschleierte oder verdrängten Realität zu erfahren.

Während Lebel eine mehr erotisch abgestimmte Befreiungskampagne im Sinne hatte, wurde dem Kunst-Happening noch eine andere Aufgabe zugewiesen: Kunst in Happening-Form sollte dem Individuum hilfreich zur Seite stehen, die nicht bewußt erkannten Verflechtungen, Zwänge, Normen und reglementierten Verhaltens- und Denkweisen bei sich selbst und in seiner Umgebung wahrzunehmen. Oder, wie Jürgen Becker, Herausgeber einer Happening-Dokumentation es ausdrückt: den Menschen die Realität, in der sie leben, so beibringen, daß sie kritisch darüber reflektieren.

Im Kollektiv erlebt

Einer, der sich dieser ambitionierten Kunstaufgabe gewachsen fühlte, war Wolf Vostell. Er verfrachtete für seine Happening-Aktion „In Ulm, um Ulm und um Ulm herum“ 250 „Happenisten“ in fünf Busse, um in einem Vierundzwanzig-Szenen-Ereignis mit Hilfe von Verformungseffekten die Seele zur Aufnahme des Wirklichen aufzufächern. Es galt, hautnahen Düsenlärm auf einem Bundeswehr-Fliegerhorst zu erfahren, eine Tiefgarage mit Fahrrad und Gasmaske zu erkunden, nachts im Wald eine Motorsäge Bäume fällen zu sehen, ein Auto zu beobachten, das in einer Großwaschanlage fünfmal gewaschen und wieder mit Farbe begossen wurde, eine Schlachtereier zu besuchen und sich darauf in einem Kuhstall aufzuhalten. (Vorgesehen, aber nicht aufzutreiben war eine kalbende Kuh, wohl als Schaubild und als Konfrontation mit dem Massentod im Schlachthaus.)

Was die Happenisten bei einer solchen Ereignistherapie an Bewußtseinsbildung erfahren haben, ist nie und nirgends authentisch geäußert worden. Der Versuch, Irrationales im scheinbar so Rationalen aufzudecken, indem wiederum bewußt komponierte Irrationalität verwendet wird, und

das Ganze mit dem Attribut „Kunst“ zu belegen — das hat zwar vielen Happening-Teilnehmern Schauer des Nichtalltäglichen über den Rücken laufen lassen, doch schließlich die meisten eher an den Unsinn als an den Sinn solcher Ereignisse glauben lassen.

Laut Happening-Drehbuch ist der Zweck des Happenings, einen Schock hervorzurufen, etwas zu produzieren, das den Zuschauer aus seiner Trägheit reißt, das ihn zwingt, an dem Spektakel teilzunehmen, das dann auch nicht länger Schauspiel bleibt, sondern zu einem „befreienden Kollektivergebnis“ werden soll.

Politisch verwendbar

Zweifelloso haben zwei Elemente des Kunst-Happenings — der Appell an das Unterbewußte mit fast therapeutischem Charakter und die Provokation, der Schock — das Happening alten Stils verwässert und einfach modisch praktikabel gemacht. Und bald schon wurde jede Art von „unsinnigem“ Gebaren, das festgefügte Verhaltensvorschriften spottete, als Happening deklariert. Solche Ereignisse wurden, weniger aufwendig und ideologisch untermauert, organisiert. Nicht einmal die Wahl der Requisiten war dann originell. So reichten auch die paar Kohlköpfe aus, um Modeschauen die Überschrift „Happening“ geben zu können.

Das Happening als Mittel zur Gesellschaftskritik — von Vostell so betrachtet, jedoch durch seine Formel „Kunst ist Leben, Leben ist Kunst“ ins Ästhetische überhöht — ließ dann auch bald seine Verwendbarkeit für politische Demonstrationen erkennen. Ein Element des Kunst-Happenings, nämlich zu schocken, Sinnloses dem sonst üblichen und deshalb als sinnvoll empfundenen Tun gegenüberzustellen, zeigen bald seine Eignung, in „politischen Happenings“ die Gemüter zu erregen.

Zunächst waren es in Amsterdam die Provos, die anläßlich einer Anti-Vietnam-Demonstration happening-verdächtige Verfremdung betrieben. Sie entwickelten den „Weiße-Fühner-Plan“ und schickten hundert Hennen durch Amsterdams Straßen mit der Bittschrift am Kropf, sie nach Vietnam zu entsenden.

In London stürmten und besetzten Anti-Griechenland-Demonstranten die griechische Botschaft, nicht ohne sich vorher eine Farbenschlacht geliefert zu haben. In Deutschland wurden vor allem in Berlin Happenings veranstaltet, um eine politische Meinung deutlich zu machen.

Waren die Kunst-Happenings meist im relativ kleinen Kreis Eingeweihter und in geschlossenen Räumen gefeiert worden, so sollte jetzt „die Öffentlichkeit“ am Geschehen teilhaben. Die „Aktion“ wurde auf die Straße verlegt. Und jetzt wollten die einzelnen Szenen auch nicht mehr komplizierte psychische Prozesse bei den Zuschauern wecken; sie huldigten statt dessen einer Mischung aus Provokation und spaßiger Clownerie.

So wurden bei winterlichen Vietnam-Demonstrationen unter Chorgesängen wie „Hay, hay, hay, I.B.J. how many kids you killed today?“ mit Johnson-Masken behängene Weihnachtsbäume in Brand gesetzt. Berlins „Kommune 1“ tat sich besonders im Erdenken kleiner Provo-Spässe hervor. Nachdem sie beim Berliner Senat in Ugnade gefallen war, veranstaltete sie einen „Albertz-Bittgesang“. Dem Vorbild kirchlicher Prozessionen folgend, bewegte man sich, weiß gewandt und unter einem Baldachin, über den Kaiserdamm, um auf rorgeschalteter Kreuzung liturgisch zelebrierte Stoßseufzer wie „Albertz erhöhe uns“ gen Rathaus zu schicken.

Ein „Kurfürstendamm-Spaziergang“ sollte vor einem Jahr die beim Aufrechterhalten von Ruhe und Ordnung in hysterische Erregung geratene Polizei vollends lächerlich machen. Gruppen von fünf bis sechs „Happening“-Teilnehmern versammelten sich an verschiedenen Punkten der Straße, verkündeten lyrisch verbrämte Poli-

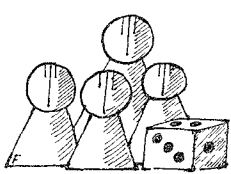
sätze; sie lösten sich wieder auf, wenn Polizei nahte, um an anderem Ort von neuem zu spektakeln.

Die Bevölkerung fand solche Unterbrechungen des Tagesablaufes weder belehrend, noch hatte sie Spaß daran, noch fühlte sie sich aufgefordert, mitzutun. Vielmehr unterstützte sie die Polizei bei ihrem Geschäft, solche Aktionen zu beenden und Provokateure festzunehmen.

Als unlängst die Kommune und die, die ihr nahestehen, den Festakt zum Tode des ehemaligen Reichstagspräsidenten Paul Löbe vor dem Schöneberger Rathaus störten, indem sie einen Brandstiftungsversuch herbeiführten, dem dann der Berufsbesitzer der Leichenhemden entstieg, um „Freiheit“-für-Teufel“-Zettel in die Menge zu schicken — da machte sich allgemeine Empörung gegen die Sitten- und Bräucheschänder breit. Die „Horror“-Kommune war von neuem ihrem Namen gerecht geworden, schien es.

Ein Stilmittel des Kunst-Happenings, nämlich mittels Provokation aufzurütteln, damit das Reale erkannt werde, hatten die Verfasser des Pamphlets mit dem Aufruf zum Warenhausbrand (das brachte sie vor Gericht) beherzigt. Die Grundidee war: Im Krieg gemordete Tote in Vietnam werden nicht zur Kenntnis genommen, zivile Unglücksfälle (wie der Brüsseler Kaufhausbrand) hingegen machen Furore.

Als Happening wird mittlerweile jede politische Meinungsäußerung *coram publico* bezeichnet, die vor allem die traditionellen Mittel



Für Spieler

Heitere Spottgeburten

Christian Morgenstern erfand „Neue Bildungen, der Natur vorgeschlagen“, so den Pfaffenochs und Sägeschwan, Eulenwurm, Giraffenigel, die Kamelente. Das war schon 1905. Zweieundsechzig Jahre später erfuhren die abseitigen Schöpfungen des noch heute als modern empfundenen Krondichters höheren Blödsinns eine kongeniale Ergänzung — in einem Spiel. Jürgen Dahl kam auf den ebenso einfachen wie trüchtigen Gedanken, die Namen ganz normaler Tiere, Pflanzen, Geräte, ja technischer Konstruktionen zwischen einem Konsonanten und einem Vokal auseinanderzuhacken, um sie auf diese Weise „kreuzen“ zu können. Den „Tannenzapfen“, beispielsweise, mit dem „Eichhörnchen“, was das „Tannenzörnchen“ und den „Eichapfen“ ergibt. Sind zwei solcher Tauschgeschöpfe schon lustig — vierundzwanzig vervielfaltigten den Spaß spielend in die dritte Potenz.

„Kängodil + Lokomümchen“ — dieses „Kartenspiel zum Zerschneiden“ offeriert mit seinen zwölf doppelten Doppelkarten, hat man erst die Schere in Schwung gebracht, nicht weniger als über fünfhundert verblüffend-komische Kreationen.

Das Spiel wäre nicht perfekt, käme die optische Ausdeutung, die Illustration nicht hinzu. Die ist problematisch, denn es besteht die Gefahr, daß der Wort-Witz unter der Hand mit einer zu genauen Feder zum Scheusal gerinnt: die Kreuzspöte etwa, der von der Vorstellung her einfach grauslichen Kreuzung zwischen Kreuzspinne und Schildkröte. Da kommen einem gleich Breughel, Bosch, Kubin oder A. Paul Weber in den Sinn. Aber da ist Bernd R. Kuttler eben vom rechten Holze; seine technisch anmutenden Holzschnitte treffen in ihrer geradlinigen Exaktheit genau die Pointe, erhöhen bildhaft, lösen Gelächter.

Doch dann begibt der Erfinder sich in die Niederungen der Hantierbarkeit seines Einfalls, hinab also in die Spielregel, wo er, wen wundert's, kläglich Schiffbruch erleidet, insofern nämlich,

der Argumentation vermissen läßt. Wenn Eier oder Farbe an die Objektive des Mißfallens fliegen, wenn Zeitungen demonstrativ zerrissen und Sprechhöre wie „Hoch, hoch, Ho Tshi Minh“ angestimmt werden — schon war's ein Happening.

Selbst Demonstrationsformen des passiven Widerstandes, aus Amerikas Universitäten importiert, wie *sit-in* oder *go-in*, kommen in den Geruch, Happenings zu sein.

Politische Happenings leben von der Geste, von der spektakulären Aktion. Ob und wie weit sie jemals gelungen waren, mag dahingestellt sein. Wenn sich die Fronten eindeutig gebildet haben, so wie bei der amerikanischen Anti-Vietnam-Offensive in der vergangenen Woche, wird wohl kaum Platz bleiben für diese zum Spaß tendierende Provokationsform.

Dem politisch gefärbten Happening fällt, vielleicht unter anderem, die Aufgabe zu, Fronten aufzudecken oder zu bilden, die sonst nur latent vorhanden sind.

Das Kunst-Happening vereinte, wenn man so grob verfahren kann, zwei Aspekte: Die Verdeutlichung gesellschaftlicher Zwänge und Manipulationen im sozialen Bereich und die Befreiung des Freudschen Unterbewußten. (Auf Zusammenhänge beider Aspekte soll hier nicht weiter eingegangen werden.)

Wenn man das politische Happening als Verwässerung des gesellschaftskritischen Kunst-Happenings ansehen mag, so ist die Verwässerungsparallele zur Libido-Befreiung im Kunst-Happening das, was man unter den Begriffen *Psychedelic*, *Love-in* und Hippie-Bewegung wiederfindet.

Love-ins kommen der Vorstellung vom Happening dabei noch am nächsten. Was ein *love-in* allerdings ist, konnte bisher noch nicht so recht definiert werden, weil alle die in der Öffentlichkeit gefeierten *love-ins* dann wiederum keine richtigen waren, wie anschließend festgestellt wurde.

Das letzte *love-in* wurde auf dem Berliner Kurfürstendamm aus Anlaß einer Freilassung Fritz Teufels gefeiert, und Liebe wurde dort offenbar mehr im christlichen Sinne verstanden. Man schenkte sich Blumen. Auch bei den Hippies, wo die Liebe zum Prinzip erklärt worden ist (*make love, not war*) wird mehr auf die versöhnlichen Tendenzen denn auf das Ausgraben gewalttätiger Triebe Wert gelegt.

Was von der Beschwörung des Unterbewußten im Kunst-Happening praktikabel gemacht worden ist, findet sich in der Formel von der „Bewußtseinsweiterung“ wieder. Doch auch hier geht es weniger um selbsttätige Befreiung; das Versinken in Traumzustände ist erwünscht. Der Weg dorthin geht über Rauschgifte wie LSD, Meskalin und dergleichen.

Und dann kam Psychedelic, ein in Deutschland noch ziemlich unbekanntes, kaum praktiziertes Verfahren, Assoziationen an Rauschzustände mit Hilfe akustischer und visueller Mittel hervorzurufen.

Was heute und immer häufiger als Happening bezeichnet wird, mögen es politische Meinungsäußerungen, Hippie-Ereignisse oder Bar-Einweihungen sein — es hat nur noch Spuren einstiger Happening-Praktiken. Unorthodoxes Verhalten, ob es an politischen, sexuellen oder sonstigen festgefügt Normen rüttelt, und Spaß als Beigabe — das ist das wenige, was vom Happening übriggeblieben und wiederum zum Happening geworden ist.

als er seine liebenswürdige Idee mit eigener Hand abmurkst: Er erklärt am Ende seines Spiel-Verfahrens nämlich den zum „Sieger“, der die meisten „richtigen Paare“ ausgeschieden hat — und das ist natürlich langweilig. Wenn schon, dann hätte er sich anstatt vom „Schwarzen Peter“ von „Bicardo“ anregen lassen sollen. Aber getrost! „Kängodil + Lokomümchen“ schwemmt von sich aus jegliche Reglementierung beiseite.

Kaum schiebt man nämlich die roten Kärtchen eine halbe Stunde vor sich auf dem Tisch hin und her, schon erweitert man den bunten Reigen grotesk-komischer Lebewesen aus eigener Phantasie: Drahthaardöfel und Schöpflackel, Spanfonika und Ziehharmerkel, Kuhfleier und Pleitegaden, Kokoshelm und Stahlfuß, Weinbergschna-

Jürgen Dahl: „Kängodil + Lokomümchen“; Verlag Jürgen Dahl, Krefeld; kartonierter Umschlag mit 12 Karten zum Zerschneiden; spielbar von einer Person an. 6 Mark.

shine und Bohrmecke, Klarrolle und Gewitterwinette, Helikahne und Wetterfopfer, Hackebißler und Tausendfeil, Briefkoh und Hundeflasten, Hosenküssel und Sicherheitsschlopf, Telefonhütterchen und Stiefmörner und, und, und ... wenn das kein Spiel ist (sogar ohne daß man es kauft)!

Dies aber sollte niemand dem Verlag antun. Die „Lizenz“ kostet ja nur sechs Mark. Und hoffentlich macht sich das Gespann Dahl-Kuttler an eine Erweiterung seines Spielchens, es zum unerschöpflichen Reservoir von Spottgeburten erhebend, das, an einsamen Abenden herumgemodelt, die Unnatur zum Spaß an Gottes unendlicher Schöpfung, mal zwecklos lächerlich betrachtet, erhebt.

Eugen Oker

ausgebootet?

Gewiß, in unseren Breitengraden beginnt die neue Bootssaison erst im Frühjahr. Der Winter ist jedoch keine tote Jahreszeit für die Bootsfahrer. Der Winter ist die rechte Zeit, sich zu orientieren, zu planen, Vorbereitungen zu treffen, Anschaffungen zu erwägen. Wer hilft dabei? Wer gibt uns wertvolle Fingerzeige? Wer auf dem Wasser zuhause ist, liest **boote**, das große, muntere Fachmagazin, **boote**, das Magazin für Freizeit-Kapitäne, alle zwei Monate neu an Ihrem Kiosk.

boote